

Moral und unterschwelliges Streben nach Macht

Interview mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn

Dan Bar-On

[BIOS 1 (1988), Heft 2, 59-71]

Überlebende, Zeugen und Täter von Auschwitz und anderen Orten der Nazi-Verfolgung und des Vernichtungsprozesses haben unterschiedliche Normalisierungsstrategien entwickelt, die Teil ihrer Bemühungen sind, nach dem Holocaust zu einem normalen Leben zurückzufinden (Rosenthal 1988: 198). Während viele Überlebende mit psychischen Nachwirkungen von extremer Hilflosigkeit und „Überlebensschuld“ (Kestenberg 1972) zu kämpfen haben, haben sich die Täter ein moralisches Ich aufgebaut, um die „direkte Schuld“ an ihren grausamen Taten während des Holocaust zu bewältigen. Auch Zeugen, die diese Grausamkeiten nicht begangen haben, zeigen – obwohl sie keine moralische Verantwortlichkeit haben – ebenso das Bedürfnis, die eigene Hilflosigkeit und Untätigkeit während dieser Zeit zu normalisieren (Bar-On 1989a).

Die bei den Überlebenden des Holocaust am meisten zu beobachtenden Normalisierungsstrategien sind völliges Schweigen oder die zwanghafte Beschreibung des Erlebten (Davidson 1980). Beide Strategien hatten ähnliche Auswirkungen auf die Kinder, sie führten zur Errichtung einer emotionalen „doppelten Mauer“ zwischen den Generationen. Selbst wenn es einer Seite gelang, ein „Fenster“ in der Mauer zu öffnen, stieß sie meist auf die emotionale Mauer der anderen. Damit wurde das Bedürfnis nach Normalisierung an die nächste Generation weitergegeben (Bar-On 1986).

Ein ähnliches Abblocken haben wir bei Tätern und Zeugen des Holocaust feststellen können (Bar-On/Charny 1988). Auch hier führte das Schweigen der Eltern zum Aufbau einer „doppelten Mauer“ bei den Kindern. Unter den 49 von uns befragten Kindern von Tätern und Zeugen des Vernichtungsprozesses gab es nur zwei Fälle, bei denen ein „gegenseitiges Öffnen der Fenster“ gelang. Beide Male führte dies zum Nervenzusammenbruch der betroffenen Elternteile (einem Täter und einem Zeugen).

In der vorliegenden Arbeit¹ wird anhand von Interviews mit einem Zeugen – einem deutschen Arzt in Auschwitz – und dessen Sohn die Verwendung derartiger Normalisierungsstrategien analysiert. Für den Arzt bestanden keine äußerlichen Gefahren, die ihn zum Gebrauch von Normalisierungsstrategien nötigten. Er war vor 40 Jahren im

1 Dieser Artikel basiert auf einer von 1985 bis 1988 durchgeführten Untersuchung, die von anonymer deutscher Seite, vom JDC-Israel und von der Internationalen Konferenz für Holocaust und Genozid, Jerusalem unterstützt wurde. Ich möchte mich bei Frau Dr. Gabriele Rosenthal für ihre hilfreichen Anmerkungen zu einer früheren Fassung dieses Manuskripts, bei Herrn Z. Templer und Frau Antje Schaefer für die Übersetzung sowie bei Frau Tzilla Barneis für die Niederschrift der Interviews bedanken.

polnischen Auschwitz-Prozess wegen seiner Bemühungen, KZ-Häftlinge zu retten, rehabilitiert worden und hatte seine frühere Tätigkeit als Dorfarzt gleich nach seiner Freilassung wieder aufgenommen. Da er als der einzige deutsche Arzt bekannt geworden war, der seinen moralischen Prinzipien gefolgt war, indem er die Teilnahme am Selektionsprozess in Auschwitz verweigerte, gab es für ihn keinen ersichtlichen objektiven Grund, etwas zu verschweigen.²

Interview mit Ernst B., dem Arzt (74 Jahre alt)

Das Interview mit Ernst B. begann mit dem Bericht einiger Kindheitserinnerungen, des Weiteren erzählte er von seinem Medizinstudium. Er berichtete von der seit den späten dreißiger Jahren bestehenden Aufforderung, als Medizinstudent der NSDAP beizutreten, welcher er trotz der ablehnenden Einstellung seiner Eltern zu den Nazis nachkam. Nach Abschluss seines Studiums heiratete er eine junge Ärztin, und beide beschlossen, als zum Fronteinsatz alternativen Dienst am Vaterland in eine unterentwickelte, ländliche Gegend im Süden Bayerns zu ziehen:

Es war keine gute Sache, aber ich war nicht frustriert. Im Gegenteil. Ich war begeistert, man konnte sehr viel machen. Ich wohnte in dem Haus des Praxisinhabers. Der war beim Militär, seine Frau war da. Die Frau war sauer, weil ihr Mann als Alter beim Militär war, und der Junge kam nicht dran. In dieser Weise war es recht unerquicklich.

Doch dieser Entschluss hielt nicht lange an. 1941 trieb ihn das plötzliche Bedürfnis, etwas für das Vaterland zu tun:

Und da kam nun auch ein Sinneswandel in mir auf. Also früher, da kann ich nicht sagen, daß ich ein Pazifist war. Bestimmt keine Ambitionen zum Militär oder so wie ... Ich kam selber innerlich fest zur Überzeugung, Du gehörst raus. Trotzdem, daß ich verheiratet war, trotzdem ein Kind da war. Es war einfach Psychose oder Massenhysterie, die ersten zwei Kriegsjahre. Ich dachte, ich muß hier raus. Nach einem Jahr habe ich mit allen möglichen Mitteln versucht, an die Front zu kommen. Mit viel Unterstützung von allen, die Interesse hatten, daß ich rauskam. Es war einfach nicht möglich, da ich von viel zu viel Institutionen festgehalten war, bürokratisch unabhkömmlich. Es waren drei Bezirksamter, die unglücklicherweise da zusammenkamen, und noch die Ärztekammer dazu.

In diesem kurzen Abschnitt spielen sich verschiedene Dinge ab. Herr B. berichtet offen und ehrlich von seinem plötzlichen Drang, das Dorf zu verlassen und „an die Front zu gehen“. Gut in seine Berichterstattung integriert, führt er aus heutiger Perspektive diesen Drang auf eine Art „Massenpsychose“ zurück, womit er uns sorgfältig auf die kommenden Ereignisse vorbereitet.

2 Ich habe diesen Arzt (74) und seinen ältesten Sohn (44) in ihren jeweiligen Wohnungen im Herbst 1985 interviewt. Ein Kollege hatte mich an den Arzt verwiesen, um über ihn an seine Kinder zu gelangen. Ich habe mich als israelischer Wissenschaftler vorgestellt, der eine Forschungsarbeit über „Familienerinnerungen aus dem Dritten Reich“ durchführt. Die Gespräche wurden auf Deutsch geführt, auf Tonband aufgenommen, niedergeschrieben und in englischer Übersetzung veröffentlicht (Bar-On 1989b).

Er fährt in seiner Berichterstattung fort: Nachdem er sich in diesem bürokratischen Netz gefangen sah, traf er sich mit einem Freund, der ihm beim Eintritt in die Waffen-SS behilflich war. Man schickte ihn zu einer kurzen militärischen Ausbildung nach Pommern und dann an das Institut für Hygiene in Berlin.

Ich kam zum Chef: Das trifft sich ganz gut, Sie kennen doch den W., er hat sie schon angefordert, er braucht einen. Wo ist das? In Auschwitz. Wo? Reichsgau. Wir haben also dort unser Labor, wir müssen auch das Konzentrationslager, vor allen Dingen die Mannschaften betreuen. Sie sind sehr gefährdet – Gelbfieber, Typhus. Weil die Lager alle verseucht sind. Fahren Sie hin. Sie werden schon sehen. Ich kam nun wie gesagt, ich kannte W. besser als die Sträflinge, und der freut sich, sagt er, ich hab' Dich angefordert. Wir gehören zur Waffen-SS, wir haben im KZ nichts zu tun. Hundert Häftlinge arbeiteten in den Labors in diesen Instituten. Das ist ein Kommando, das die Laborarbeit macht. Du brauchst nur die Aufsicht zu führen über die Routinetätigkeiten usw. Sonst kannst Du Dich betätigen, wie Du willst, wir sind gut eingerichtet usw. Im Lager selber hast Du nur beratende Funktionen.

Auf diese Weise gelangte der Arzt B. nach Auschwitz; dort hatte er gewöhnliche Routinearbeiten zu verrichten und auf die Einhaltung von hygienischen Bedingungen zu achten, ohne zu wissen, was dort wirklich vor sich ging. Es sah so routinemäßig aus, dass er bei seinem ersten Besuch in Auschwitz sogar seine Frau mitnahm.

Na ja, ich konnte mir nichts vorstellen unter einem KZ ... habe auch wirklich von dem Konzentrationslager, und vor allen Dingen, nach einer kurzen Zeit sah man, was damals so ein Vernichtungslager eingerichtet ... also mit Krematorien, es dauerte 10 Tage, bis man durchgeschaut hat. Er ging dann nach Berlin, war von vorneherein ganz allein und habe das nun alles so unter der Haut erlebt und erfahren. Entsetzt, verzweifelt, es gab keine Alternative, es gab gar nichts, was man machen konnte, es gab nur das eine, sich herauszuhalten aus allem, was irgendwie inhuman ist ...

Der W. der hatte sich schon abgesetzt von dieser ganzen Sache, und ich war dann der Chef dort. Und ich hatte den Riesenvorteil, daß der W. kein überzeugter SS-Mann, daß ihm die Sache auch überhaupt nicht geschmeckt hat, und dazu kam dann, daß ich mit ihm also Deutsch reden konnte.

Nachdem er herausgefunden hatte, dass er sich in einem Vernichtungslager befand, war er entsetzt und verzweifelt. Im Interview jedoch lassen weder nonverbale noch verbale Äußerungen irgendwelche Anzeichen dieses Entsetzens erkennen.

Sein Vorgesetzter, der ihn angefordert hatte, verlässt kurz darauf das Lager. Der unerfahrene (und motivierte) Arzt Ernst B. sah selbst „keine Alternative, keinen Ausweg“. Weshalb vertraute er einerseits W., folgte aber dessen Beispiel nicht und verließ dieses Vernichtungslager? Diese Frage bleibt unbeantwortet.

Nun kam also sehr bald die Diskrepanz zwischen der Lagerleitung einerseits, dem Kommandanten, dem man offiziell unterstellt war, daß man abgestellt war,

abkommandiert war vom Hygieneinstitut. Und nun war es also juristisch gesehen, wer ist eigentlich da unser Chef, der das Sagen hat. Das war mein Problem. Das war rein theoretisch. In der Praxis war's so, daß ich tatsächlich nicht involviert war richtig und zunächst im Bereich des Hygieneinstituts, eventuell mit beratenden Dingen, wie man Baracken desinfiziert usw. Das ging aber nur bis zum Spätherbst 1943. Die Vergasungskapazität war so groß, daß die Lagerärzte, die mit ihrem Pensum, mit dem sie an der Rampe zu tun hatten, nicht fertig wurden ...

Langsam setzt Herr B. seinen logischen Gedankengang fort: Von den Schreckenstaten hielt er sich fern. Sein emotionales Engagement bei der Erzählung ist jedoch so gering, dass wir nur in der Nazi-Terminologie über die Probleme mit der „Vergasungskapazität“ erfahren, dass mehr und mehr Juden nach Auschwitz gebracht wurden, um getötet zu werden, mehr als das gewöhnliche Selektionsteam bewältigen konnte. Im Folgenden beschreibt er dann eine für ihn viel wichtigere Angelegenheit, seine Fahrt nach Berlin zu seinem Vorgesetzten. Diesen bat er darum, ihn und seine Kollegen im Labor von den Selektionen auf der Rampe und im Lager zu befreien.

Professor B. (der Leiter des Instituts) sagte: Das gibt es doch überhaupt nicht, das ist eine Unglaublichkeit, daß die über unsere Leute verfügen wollen, diese Kommandanten. Das lassen wir uns nicht gefallen. Was ist das für ein Chef? Ich werde ihm alle unsere Leute nehmen, dann hat er keine ... Und dann ging zwischen den zweien ein Krieg los, und ich konnte mich auf dieser Basis aus der Sache raushalten ...

Dies war seine persönliche moralische Tat, mit der er versuchte, sich der Pflicht zur Selektion zu entziehen. Es gelang ihm, die Unterstützung seines Vorgesetzten zu gewinnen (jedoch mit formellen, bürokratischen Argumentationen und nicht mit der moralischen Begründung, dass dort Juden vergast werden). Hätte er das Schicksal eines anderen jungen SS-Arztes, der statt seiner nun zu den Selektionen nach Auschwitz geschickt wurde, nicht miterleben müssen, wäre dies soweit recht gut verlaufen. Doch dieser junge Mann war anfangs derart schockiert, dass er seine Aufgabe nicht weiter ausüben konnte. An dieser Stelle im Interview wird die Berichterstattung unseres Arztes plötzlich sehr emotional:

... Und da kann man sich ja vorstellen diese Selektion, man kann sich nicht vorstellen ganz genau, das war ganz anders ... Die jeweiligen Offiziere, der diensthabende Arzt und der Kommandoführer, und der hatte die Aufgabe, daß alles geordnet war. Ich habe ihn selber nur zweimal gesehen, und das war schon ... die Häftlinge, die Kapos, machten eine große Vorsortierung und zwar Kinder, ganz alte Frauen und ganz alte Männer, die wurden als erstes selektiert. War's ein ganz großer Transport, dann wurde das ganz oberflächlich gemacht. War's ein normaler Transport, dann wurde die Sache genauer gemacht. Die Transporte kamen in der Nacht an. Wenn da einer normalen Dienst tagsüber machen muß und dann extra auch nachts, da war dieser Junge ebenfalls, der war also so krank nach der allerersten Nacht, daß man ihn nicht mehr einsetzen konnte, aber er war nun direkt zugeteilt, es war seine Pflicht.

Ich bemerke die Erregung von Ernst B., die sich im Hin- und Herschwanken zwischen sachlicher Berichterstattung über Größe und Zeitpunkt der Transporte und seinen Gefühlen für den jungen, ihn ablösenden Arzt ausdrücken, wobei die emotionalen Reaktionen seinen Gedankengang immer wieder unterbrechen. Die starke Identifikation mit seinem jungen Kollegen beherrscht den weiteren Verlauf des Gesprächs. Indem er beschreibt, wie fürchterlich die Selektionen für den jungen Arzt waren, bringt er seine eigenen Gefühle darüber zum Ausdruck. Hätte er das gleiche Schicksal wie der junge Mann gehabt, wenn er gezwungen gewesen wäre, die Selektionen fortzusetzen?

Man kann sich einfach nicht vorstellen, daß man sich an so was gewöhnen kann, die Situation der Häftlinge war furchtbar, wenn man als Satter ... und man kann sich einfach nicht vorstellen, wie man den Rauch aus den Krematorien, die Transporte und das alles, was um uns herum lief und die Selbstverständlichkeit, mit der die Menschen einfach selektiert und umgebracht werden, war einfach ein unfaßbarer Zustand, daß man das zu ertragen lernt und schließlich auch mitmacht und zwar mitmacht ohne Engagement, einfach seine Pflicht tut. Das ist ihm passiert ... Und der hat dann, man hat ihn dann, ich meine, er war jung verheiratet und hat seine junge Frau kommen lassen, und er konnte mit ihr zusammenwohnen und na ja, na ja, das mag vielleicht auch eine Rolle mitgespielt haben. Man hat immer wieder nur geredet, daß sie die schwerste Arbeit in diesem Krieg, in dieser Epoche haben, wo es darum geht, die germanische Rasse zu etablieren und ein für alle Male das Judenproblem zu lösen. Da hat er getan, den er sich weigerte zu tun ... (Pause von einigen Sekunden, er ist gefühlsmäßig sehr aufgebracht) ... Nach einem Jahr, nach einigen Monaten hat er Selbstmord begangen.

An dieser Stelle im Interview, bei der Herr B. seine eigene Last zum Ausdruck bringt, fühle ich mich mit meinem Gesprächspartner emotional im Einklang: sein moralischer Akt, das indirekte Umgehen der Selektionen, hat zum Selbstmord eines anderen jungen deutschen Arztes geführt. Die Identifikation mit dem Schicksal seines jungen Kollegen steht im erschreckenden Kontrast zur Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der tatsächlichen Opfer von Auschwitz.

I: Wie lange mußten Sie in Auschwitz bleiben?

B: Bis zum Schluß. Bis zum Schluß.

I: Mit den anderen Ärzten, die die Selektion machen wollten oder mußten?

B: W. und ich, wir haben uns, so weit wie es geht, abgeschottet, distanziert. Die üblichen Pflichten. Mengele war der einzige, zu dem wir einen besseren Kontakt hatten ... Seine SS-Begeisterung hatte er vor uns gar nicht so sehr an die große Glocke gehängt, von dem wir aber doch fest annahmen, daß er ein ganz, ganz fester Nazi war, SS-Mann, daß der in keiner Weise der sadistische Folterer war. Er hat überhaupt keine sadistischen Züge, wie er immer so dargestellt wird. Daran lag es auch, daß man ihn so lange nicht wirklich gesucht hatte, weil die Staatsanwaltschaft durch Zeugenaussagen also doch rausgekriegt hat, daß er eigentlich nichts anderes war, wie ein anderer SS-Lagerarzt. In seinen Versuchen, die er gemacht hatte, die waren ... das mußte ich immer wieder betonen,

die waren im Rahmen des Auschwitz-Alltags überhaupt nichts Außergewöhnliches. Seine Zwillingsversuche, die wurden ja an Menschen gemacht, die auf jeden Fall, unter allen Umständen zum Tode verurteilt waren.

Ich war fassungslos. Wie konnte die gleiche Person, die mir eben noch von der emotionalen Last durch das Schicksal des jungen Kollegen erzählt hatte, nun Mengele positiv darstellen, als jemanden, der „nichts Ungewöhnliches“ getan hatte? Herr B. fühlt sich Mengele nicht moralisch überlegen, sondern aufgrund des eigenen Mangels an Überzeugung und Enthusiasmus eher unterlegen! Mir scheint, dass er 40 Jahre danach noch immer die Werte von Auschwitz in sich trägt.

I: Kaum vorstellbar ... Hat er sich geäußert, daß es ihm so schwer ist?

B: Nein, nein. Durchaus nicht ... Ich war an sich davon überzeugt, daß er begeisterter Nazi ist, aber nicht, weil er sich besonders in dieser Weise gebärdet hatte, sondern weil er ständig daran war, an den Schwierigkeiten des Alltags, etwas herauszupicken, was technisch nicht geklappt hat, ein Wahnsinn. Dieser Idiot hat seine Arbeit nicht gemacht. Wir werden damit nicht fertig, man kann das doch nicht so machen. Ungeheuer sachlich involviert, daß ich mir gesagt habe, na ja, wenn einer sich dafür begeistern kann, das möglichst gut machen will, dann ist er absolut überzeugt davon. Ich meine, wir haben viel darüber diskutiert, er war einer, der gern diskutiert hat. Ich meinte, daß es so etwas wie die Endlösung, Umbringen, das war absolut was Falsches. Madagaskar und was man alles sonst vorgeschlagen hat, wäre sicherlich das Beste wahrscheinlich die Assimilation, aber da war er absolut abgeschottet, hat gesagt, man braucht gar kein Historiker zu sein, um zu sehen, daß das nicht geht. Andere haben es versucht mit anderen Möglichkeiten. Es geht nicht.

I: Konnten Sie das als Arzt akzeptieren?

B: Wenn Du als Truppenarzt draußen bist, nach einem Gefecht, selektieren mußt, der wird noch versorgt und wird zuerst versorgt, der nicht, nimmst Du den Russen oder einen Franzosen oder einen Deutschen. Das sind moralisch sehr viel größere Verantwortungen. Wenn man dieses Thema ausbreitet, und der andere will seinen Standpunkt motivieren, hat er sehr viele Möglichkeiten.

Zuerst war ich mir nicht sicher, ob ich mein Gegenüber richtig verstanden hatte. Doch ich bin nicht der einzige, den diese eigenartige Mischung aus Sensitivität, Moral, Faszination für Mengeles starke Persönlichkeit und dem Bedürfnis, die eigenen Taten zu rechtfertigen, verblüfft (Lifton 1986). Nur schwer kann ich mir dieses makabere Bild vorstellen: die beiden Ärzte diskutieren mitten in der Hölle von Auschwitz über die Legitimität der „Endlösung“, die dort tagtäglich praktiziert wird, so als wären es nicht Menschen, die ihr zum Opfer fallen.

Herr B. normalisiert seine Vergangenheit, indem er den moralischen Standpunkt des Heilenden dem unterschwelligen Streben des Mörders nach Macht – dessen Ideal Mengele für ihn darstellte – logisch aneinanderreicht. Seine Darstellung ist nichts anderes als eine Reflexion dieser extremen Widersprüche.

Im weiteren Verlauf des Interviews geht der Arzt B. nur ein einziges Mal auf einen jüdischen Insassen näher ein. Er erzählt von einer Situation, in der er glaubte, einen ehemaligen Schulkameraden in einer vorbeimarschierenden Gruppe von Inhaftierten

wiederzuerkennen. Er bedauert, dass er dies nicht auf irgendeine Weise feststellen und diesem Mann helfen konnte. Alle anderen Opfer bleiben für ihn eine anonyme Masse, der gegenüber er bis zum Ende des Interviews keine Gefühle zeigt. Auf meine Frage, wie es sich über all diese Jahre hinweg mit solchen Erinnerungen leben lässt, gibt er folgende, gründlich überlegte Antwort:

Mit Träumen war nicht viel bei mir. Ich hatte ganz andere Schwierigkeiten, ganz andere Erlebnisse. Es ist nicht das Grauen, das Verhängnis des Menschen, das ist es nicht, verstehen Sie. Komischerweise gewöhnt man sich daran. Aber die Tatsache der Selektion – wenn ich also im Garten bin und fange zu graben an, da sind Schnecken. Dieses Schneckenvernichten kommt mir jedesmal wie eine Zwangsvorstellung. Nicht, daß ich die Schnecken kaputt mache. Das mache ich schon. Aber dann gibt es eine, die ich übersehe. Die nehme ich noch extra heraus. Und töte sie. Es ist ein quälendes, phobisches Erlebnis irgendwie. Und die Idee, daß die Selektion weitergeht, die Selektion weitergeht.

Es sind nicht die Schreckenstaten, das entsetzliche Schicksal dieser Menschen – daran gewöhnte man sich –, sondern die moralische Verantwortung für die Selektion (und die Faszination über die damit verbundene Macht), die seine Gedanken noch immer beherrscht – sogar bei der täglichen Gartenarbeit.

Welche Auswirkungen hat all das auf seine Kinder?

I: Ist es schwierig, den Kindern zu erklären, was Auschwitz war?

B: Das ist auch wieder was Seltsames. Diese Generation, meine Kinder haben einfach keinen Bezug zu dieser Zeit. Sie haben überhaupt kein Interesse, komischerweise, an menschlichen Problemen. Später sind es für sie solche Begriffe: Millionen Menschen, stellt ihr euch mal vor, in einer Nacht so viele Leute zu liquidieren wie hier im Ort Einwohner! 24 Stunden, sind sie Asche. Das sind Dimensionen, die schieben junge Menschen weit von sich, weit von sich. Und wenn sie noch hören: das sind die Deutschen ... Wenn man wirklich drin steckt, hat man ganz andere Probleme. Mit der Geschichte, das Problem, man will es verdrängen.

Herr B. projiziert seine Gleichgültigkeit über „die Millionen, die zu Asche verbrannt wurden“ auf seine Kinder, ohne jedoch zu bemerken, dass deren Gleichgültigkeit aus seinen eigenen gemischten Gefühlen und Beschreibungen resultiert: dem Versuch, das Anormale zu normalisieren; dem Versuch, Grausamkeiten und Unmoral einen Anschein von Normalität zu verleihen.

Wenn er seine Moral nicht schon damals bewiesen hätte, könnte man ihn leicht unter diejenigen reihen, die im Nachhinein versuchen, ihre Gräueltaten zu rechtfertigen. In gewissem Maß war er jedoch ein *normaler Mensch*: er hat mehr als jeder andere Arzt um ihn herum gewagt! Wie sind die im Verlauf des Interviews auftauchenden Widersprüche zwischen Moral und Gleichgültigkeit zu verstehen?

Bei dem Versuch, die widersprüchlichen, emotionalen Berichte dieses Arztes nachzuvollziehen, muss auf die „paradoxe Moral“ hingewiesen werden (Bar-On 1989a): Der Interviewte hat all die Jahre eine offene, moralische Diskussion mit Schuld- und

Schamgefühlen geführt, wobei er exakte Vignetten wählte (der junge Arzt, der Klassenkamerad), die die jahrelang miterlebten Schreckenstaten unterdrücken sollen. Würde er auch diese Ereignisse ignorieren, besäße er keinen Beweis mehr dafür, dass auch er über ein moralisches Gewissen verfügt. Würde ihn die Macht des Arztes und Mörders in Auschwitz offenkundig faszinieren, so würde sein moralisches Ich in Gefahr geraten. Deshalb ist diese „paradoxe Moral“ eine wirksame Strategie, die es ihm ermöglicht, gleichzeitig zu wissen und nicht zu wissen. Sie hilft ihm dabei, sich 40 Jahre lang für emotional und moralisch zu halten und die widersprüchlichen Gefühle Mengele und dem jungen Kollegen gegenüber zu unterdrücken.

Was hat er von diesem emotionalen, moralischen und ideologischen Chaos an seine Kinder weitergegeben, was wissen diese über die Weigerung des Vaters, an den Selektionen teilzunehmen, aber trotzdem bis zum letzten Tag in Auschwitz zu bleiben? Was wissen sie über den Selbstmord seines Nachfolgers? Über seine Faszination für Mengele? Über seine Gleichgültigkeit den Opfern gegenüber? Über seine Lust vor und Angst beim andauernden Selektionsprozess bei den Schnecken? Inwieweit ist es den Kindern gelungen, angesichts einer derartigen „paradoxen Moral“ ein unabhängiges, moralisches Ich zu entwickeln? Mit diesen Fragen ging ich in das zweite Interview mit dem Sohn von Herrn B.

Interview mit dem Sohn (44 Jahre alt)

Den Sohn – wir nennen ihn Peter – treffe ich zirka einen Monat nach dem Interview mit seinem Vater. Bevor er sich zu einem Treffen bereit erklärte, hatte er das Einverständnis des Vaters eingeholt. Auf dem Weg vom Bahnhof zu seiner Wohnung warnt mich Peters Frau, das Interview würde nur kurz werden, da ihr Mann nicht jemand sei, der viel rede, „vor allem nicht über diese Dinge.“

Unser Gespräch beginnt mit wenigen frühen Kindheits- und späteren Kriegserinnerungen:

Die ersten Erinnerungen an meinen Vater möchte' ich sagen, das ist, habe ich jetzt zwar nie mehr drüber gesprochen, aber, aber, ich ich, der ist irgendwann mal heimgekommen und hat blaue Dragees, damals für mich waren es Bonbons. Und die hab ich gegessen, und da hab ich kotzen müssen wie a Reiher, und da habe ich voll in die Stiefel reingekotzt. Das ist die erste Erinnerung von meinem Vater. Und der war nur 2 bis 3 Tage, ob das jetzt im Krieg war oder während der Untersuchungshaft war, das weiß ich nicht. Da habe ich auch nie mehr drüber gesprochen. Das ist aber, wie gesagt, das einzige, was ich da, was ich da von der Zeit von meinem Vater erinnere.

Als ich nach der Rückkehr des Vaters aus der Haft frage, kann Peter kaum etwas erzählen. Er betont, wie normal und alltäglich es in seiner Familie zugegangen sei.

... also ich glaub, daß wir so behütet aufgewachsen sind, daß wir das gar nicht, gar nicht gemerkt haben, daß er weg war oder wie er gekommen ist und so. Er war halt eines Tages wieder da und fertig. Und ich glaub, daß der, daß der zwei bis drei Tage später schon, also bilde ich mir ein, daß das Leben ganz normal,

also ganz, ganz normal weitergelaufen ist, daß der halt seine Arbeit gemacht hat.

Auf meine Frage, wann er zum ersten Mal etwas über die Rolle seines Vaters im Krieg gehört habe, meint er, darüber erst aus dem Fernsehen erfahren zu haben, und zwar „nur Positives“. Außerdem hätten ehemalige Auschwitz-Häftlinge die Familie auf dem Weg in die Ferien besucht; für Peter ein weiterer Beweis für die „positive Rolle“ des Vaters während des Krieges. Als ich Peter jedoch frage, was er über Auschwitz weiß, gebraucht er Wörter, die Distanz ausdrücken, wie „es“, „das“, „die“, „sozusagen“.

Zur damaligen Zeit hatte man überhaupt keinen Begriff. Wir sind in der Schule oder so nie informiert worden. Das ist total ... Was ich davon weiß, sind mehr oder weniger Eigeninitiativen. Ich weiß nicht, ob mein Bild das richtige ist, weil manchmal glaube ich doch wirklich, daß es ein bisschen verzerrt wird. Nicht in dem Sinn, wie es die Neonazis verzerren, sondern daß es doch ein klein bisschen übertrieben wird, bilde ich mir ein. Von diesem Mengele her und so. Also gut. Daß es nicht richtig war, das glaube ich. Daß es so brutal, wie sie geschildert werden, kann ich mir manchmal gar nicht vorstellen.

I: Haben Sie versucht, mit Ihrem Vater darüber zu sprechen?

B: Ich glaube, ich hab's sogar mal. Jetzt weiß ich nicht sicher. Hab', glaube ich, einmal darüber gesprochen, und er sagte damals, also ich weiß es jetzt nicht ganz sicher, war es mein Vater oder war es jemand anders, er sagte, er hatte einfach das Herz nicht. Wir haben jetzt nicht über die Brutalität und Dings, sondern wir haben darüber gesprochen, wie kann, wie konnte der Mann das machen. Und da sagte er, er hatte einfach diese Charakterstärke nicht, daß er nein sagt. Ob er so sadistisch war, wie es dargestellt wird. ... Er sagte, er hat seinen Befehl gehabt und den hat er ausgeführt. Er konnte nicht nein sagen, so sozusagen.

I: Ihr Vater?

B: Nein. Mengele. Mein Vater hat sich gedrückt vor diesen Selektionen, der hat sich halt nicht gedrückt. Der hat den Befehl angenommen sozusagen. Mein Vater hat auch gesagt, es war für ihn auch reine Glückssache, daß er sich drücken konnte sozusagen. „Daß ich halt immer wieder was gefunden hab, daß ich nicht hin mußte“. Sozusagen. Er hat sich bewußt gedrückt davor, aber er hat halt das Glück gehabt, daß er sich drücken konnte. Er hat sich schon voll bewußt davor gedrückt. Wenn der eingestellt war, und er hätte sich nicht drücken können, er hat halt geschaut, daß er an diesen Diensten vorbeigekommen ist, und wenn er das Glück nicht gehabt hätte, hätte er es wahrscheinlich auch machen müssen. Er sagt schon, er hat Befehlsverweigerung gemacht, in dem Sinn, sozusagen, gell? Aber wie es genau war, weiß ich nicht. Wie schwer das gehandhabt wurde, weiß ich auch nicht, weil ich war nicht beim Militär. Was eine Befehlsverweigerung ist, weiß ich auch nicht.

An dieser Stelle weist Peters Vergleich zwischen Mengele und seinem Vater, so wie er ihn zum Ausdruck bringt, einen interessanten Unterschied zur Darstellung des Vaters

auf: Während der Vater Mengeles Enthusiasmus beschreibt, begründet der Sohn Mengeles Taten mit dem „Befolgen von Befehlen“. Des Vaters positiver Eindruck von Mengele ist ungebrochen auf den Sohn übertragen worden.

I: Glauben Sie, daß diese Vergangenheit Ihre Beziehung zu Ihrem Vater beeinflußt hat?

B: Auf keinen Fall, auf gar keinen Fall, weil ich bestimmt 18 Jahre alt war, wo ich das zum ersten Mal gehört habe. Deshalb auf gar keinen Fall. Auf gar keinen Fall.

Peter präsentiert seine vorbereitete Formel über Auschwitz: Es handele sich um nichts Besonderes, solche Dinge seien schließlich auch vorher und nachher passiert. Aus Kneipengesprächen entnimmt er, dass auch heute – bei veränderter politischer Lage – den Türken in Deutschland dasselbe geschehen könnte. Ich provoziere ihn und hebe hervor, dass es sich bei den Mördern schließlich auch um Menschen gehandelt habe.

I: Der Unterschied ist vielleicht nicht sehr groß, aber die Menschen, die diese Taten ausgeführt haben, glauben Sie nicht, daß die kaputt waren? Sie konnten nicht mehr weitermachen?

B: Wissen sie, wenn Sie sich mit primitiven Arbeitern unterhalten, da gibt es keine Skrupel, da gibt es keine Skrupel. Also ich bewundere einen Mensch am Münchner Schlachthof, der hunderte von Schweinen am Tag absticht. Ich bewundere, wie er das machen kann. Daß er nicht eine Stunde sagt, jetzt kann ich nicht mehr. Aber ich traue sehr vielen Leuten zu, daß sie das mit Menschen genauso machen, heute noch genauso machen würden. Das traue ich sehr vielen zu, nur von ihrem Gerede her ... Die haben einfach keine Gefühle.

Es ist interessant zu verfolgen, wie der Sohn eine andere moralische Argumentation als der Vater entwickelt. Auschwitz ist keine singuläre Erscheinung mehr. Der Sohn hat eine äußerst pessimistische Sichtweise entwickelt, „so etwas hat es auch früher gegeben und gibt es heute noch“. Es gibt Leute, „die das jederzeit tun könnten.“ Das unterschwellige Streben nach Macht und die Faszination des Vaters für die Macht haben sich fortgesetzt: Der Sohn zeigt eine gewisse Bewunderung für den Schweineschlächter, so wie sein Vater Mengele und die Macht der Selektion bewundert.

Als ich ihn frage, wie er sich anstelle seines Vaters verhalten hätte, antwortet Peter offen:

I: Was ist Ihre Phantasie oder so? Was würde Ihnen passieren, wenn Sie durch so ein Lager hindurchgehen würden?

B: (Überrascht) Da habe ich nicht darüber nachgedacht. Das habe ich mir nie vorgestellt.

I: Sie können sich nicht vorstellen, wie Ihr Vater dort gearbeitet hat in so einem Lager jahrelang?

B: Nein. Das kann ich nicht. Wie gesagt, ich weiß noch nicht mal, wo er gesessen ist, ob er mit den Erschießungen oder den Vergasungen etwas zu tun hatte, das weiß ich nicht mal. Ich weiß nur, daß er KZ-Arzt war und daß er durch seinen

Dienst irgendwie ... Soviel ich weiß, ist er gar nicht . . . Wie weit er jetzt dran war, weiß ich nicht.

I: Aber wenn Sie wissen, daß Ihr Vater täglich im Lager gearbeitet hat, Menschen, er mußte zusehen, wie Menschen umgebracht werden, dann kommt er nach Hause, ist nett zu seiner Frau, nett zu den Kindern, ein netter Vater, dann geht er zurück und macht weiter, macht das Monate und Jahre lang.

B: Hab nie Gedanken drüber gemacht. Ich weiß nicht, was in meinem Vater vorgegangen ist, wie gesagt, weiß nicht, wie nah er dran war, ob er es nur vermutet hat oder gewußt hat, weil jeder Deutsche sagt: Ich hab gar nichts gewußt. Ich meine, gewußt wird er schon haben. Aber da habe ich mir nie Gedanken drüber gemacht. Wie gesagt, solange ich mich erinnern kann, war das eigentlich immer ein normaler Vater.

Hier ist ein Wendepunkt im Interview zu verzeichnen. Mit etwas zögernder Stimme räumt der Sohn ein, dass er noch nie darüber nachgedacht habe, wie es für seinen Vater gewesen sein muss, was es für ihn bedeutet haben muss, jahrelang in Auschwitz gelebt zu haben, wobei er „wahrscheinlich“ wusste, was dort vorging: Er kann sich einfach nicht vorstellen, wie es war. Entweder hat der Vater niemals in diesem Maße seine Neugierde geweckt – weil er das eigene emotionale Durcheinander (bedingt durch den jungen Arzt, der Selbstmord begangen hat; durch den jüdischen Klassenkameraden etc.) dem Sohn nie mitgeteilt hat – oder es liegt am selektiven Zuhören des Sohnes bei manifesten Berichten des Vaters.

I: Ihrem Vater muß es irgendwie sehr schwer sein, weil er viele Gedanken über die Zeit hat, die er seinem Sohn nicht mitteilen will.

B: Ich glaub schon, wenn ich heute heimkomme und möchte mit meinem Vater sprechen, daß er mir ohne weiteres Rede und Antwort stehen würde, glaube ich auf jeden Fall. Aber ich hab's eigentlich nie gemacht, weiß nicht warum. Wir haben ein oder zweimal kurz am Rande, auch dann ging das von einem ganz komischen Anlaß aus, aber daß ich ihn gefragt oder er mir was gesagt hätte, ist eigentlich nie gewesen. Vielleicht, kann sein, im Unterbewußtsein, bissel verdrängt, daß ich es gar nicht wissen möchte, kann schon sein. Eigentlich kann man etwas, das man nicht weiß, nicht verdrängen.

Die sich verändernde Einstellung des Sohnes unserem Gespräch gegenüber wird deutlich. Er beginnt von Vorfällen zu erzählen, die sich in seinem Dorf, in dem er heute lebt, während des Krieges ereignet haben, von Exekutionen polnischer Gefangener, die mit deutschen Mädchen geschlafen hatten. Weiterhin berichtet er von seinem frühzeitigen Verlassen des Elternhauses – aus „intellektuellen Gründen“, denn er wollte seinen Eltern beweisen, dass er in der Lage sei, seinen Lebensunterhalt auch ohne Universitätsausbildung als Koch zu bestreiten. Heute hält er es jedoch für möglich, dass andere Gründe beim Verlassen des Elternhauses mitgespielt haben, aber damals „hat er darüber einfach nicht nachgedacht“.

Gegen Ende des Interviews nimmt Peter wieder seine anfängliche kontrollierte Haltung ein: Die Fähigkeit zum Töten ist in den Genen des Menschen angelegt: Entweder ist man Pflanzen- oder Fleischfresser.

Durch die Relativierung von Auschwitz befreit sich der Sohn von einer näheren Konfrontation mit den Erlebnissen des Vaters. War es diese Einstellung, die der Vater meinte, als er vom Desinteresse der jungen Generation am Kriegsgeschehen sprach?

Vergleicht man die beiden Interviews, so fällt auf, dass es an dieser Stelle des Interviews dem Sohn – im Unterschied zum Vater – an emotionaler Komplexität mangelt. Hierbei handelt es sich um ein gutes Beispiel für die praktizierte „doppelte Mauer“: Unklar bleibt, ob der Vater seine emotionalen und widersprüchlichen moralischen Reaktionen gegenüber dem im Holocaust Erlebten dem Sohn nicht mitteilen wollte oder ob dieser nichts davon wissen wollte. Wie im Verlaufe der beiden Interviews deutlich wurde, besteht zwischen Vater und Sohn eine emotionale Distanz. Dies hängt unter anderem mit Peters frühzeitigem Verlassen des Elternhauses zusammen, zu einer Zeit, lange bevor sich Peter über die Rolle seines Vaters im Holocaust bewusst geworden war. Die Normalisierungsstrategien des Vaters konzentrieren sich auf die Aufrechterhaltung seiner Integrität mit Hilfe einer „paradoxen Moral“, wobei er sein unterschwelliges Streben nach Macht sorgfältig umgeht. Der Sohn hingegen versucht eine Normalisierung zu erreichen, indem er sich vom Vater und dessen Erlebnissen in Auschwitz distanziiert.

Würden wir uns auf die Darstellung des Vaters beschränken, ohne den Sohn zu hören, so würden wir nur von dessen paradoxen Moral erfahren. Das Interview mit dem Sohn verdeutlicht jedoch, dass der Vater seinen Sohn nicht von der Last seiner Vergangenheit befreien konnte oder wollte. Wahrscheinlich war der rehabilitierte Auschwitz-Arzt zu sehr mit der Wahrung der eigenen Normalität beschäftigt, sodass er sich nicht um die moralischen und psychischen Schwierigkeiten seines Sohnes kümmern konnte.

Durch das Interview zwang ich den Sohn zur Konfrontation. Als ich ihm vorschlug, sich in die Lage seines Vaters zu versetzen – selbst wenn nur für einen Augenblick –, begann seine Normalisierungsstrategie zu zerbröckeln: Er hat niemals vorher darüber nachgedacht! Die emotionale Unsicherheit des Sohns und die moralischen Fragezeichen wurden wahrscheinlich durch meine Art des Fragestellens entblößt und zugleich legitimiert. Gegen Ende des Interviews kehrt der Sohn zu seiner Normalisierungsstrategie zurück („es liegt in den Genen“), so als wolle er mir zu verstehen geben, „vielleicht sollten Sie jetzt besser gehen, ich muss meine Kontrolle und Distanz wiederherstellen“.

Diese Schwankungen innerhalb eines relativ kurzen Gesprächs lassen darauf schließen, dass die Normalisierungsstrategien des Arztsohnes Versuchen, sie zu durchbrechen, leichter zugänglich sind als die des Vaters. Während der Vater nicht zur Infragestellung seiner inneren Widersprüche gegenüber den Auschwitz- Erlebnissen bereit ist, wird es dem Sohn möglich – wenn auch nur für kurze Zeit –, sich mit dem schwierigen Thema zu konfrontieren. Dem Sohn war es gelungen, die Beteiligung des Vaters am Vernichtungsprozess zu betrachten, ohne sich dabei hinter alten Klischees zu verstecken.

Während eines einzigen Interviews kann es jedoch kaum gelingen, alle fünf Phasen des Aufarbeitungsprozesses (Bar-On 1988) zu durchlaufen, die die folgenden Fragen beinhalten: Was weiß ich eigentlich über die Rolle meines Vaters im Holocaust? Welche moralischen Folgen hat dieses Wissen? Welche Gefühle bringe ich meinem Vater gegenüber auf, nachdem ich weiß, dass er daran teilgenommen hat? Zu welchem emotionalen Konflikt führt das? Wie kann ich Wissen, Bedeutung und emotionale Reaktionen in mein moralisches Ich integrieren?

Die vorliegende Analyse zeigt, dass es nicht möglich ist, lange Zeit an einem Schreckensprozess teilzunehmen (als Opfer, Täter oder Zeuge), ohne irgendwelche Normalisierungsstrategien zu entwickeln, die ein „normales“ Weiterleben ermöglichen. Dieses Bedürfnis nach Normalisierung des Anormalen wird an die Kinder weitergegeben, die die eigentlichen Anomalitäten gar nicht miterlebt haben. Durch langandauernde und systematische Befragungen oder andere Formen der therapeutischen Behandlung kann den Kindern geholfen werden, ihr Bedürfnis nach Normalisierung aufzuarbeiten, das bei ihnen durch die paradoxe Moral der Eltern hervorgerufen wurde, während bei den Eltern selbst ähnliche Erfolge nicht zu erwarten sind.

LITERATUR

- Bar-On, Dan (1986): *The Pantomime Stick: Conversations with Parents and their Children after the Holocaust* (in Hebräisch), Tel Aviv.
- Bar-On, Dan (1988): *Children of Holocaust Perpetrators: Working through one's own Moral Self*, in: ders., Friedhelm Beiner und Manfred Brusten (Hg.): *Der Holocaust: familiäre und gesellschaftliche Folgen – Aufarbeitung in Wissenschaft und Erziehung?*, Ergebnisse eines Internationalen Forschungs-Kolloquiums an der Bergischen Universität-Gesamthochschule Wuppertal, 33-56.
- Bar-On, Dan (1989a): *Holocaust Perpetrators and Their Children: A Paradoxical Morality*, in: *Journal of Humanistic Psychology*, vol. 29, issue 4, 424-443.
<https://doi.org/10.1177/0022167889294002>
- Bar-On, Dan (1989b): *Legacy of Silence: Encounters with Children of the Third Reich*, Cambridge.
- Bar-On, Dan und Israel W. Charny (1988): *Children of Perpetrators of the Holocaust: How do they Create a Moral Self?* (in Hebräisch), in: *Journal of the Israeli Psychological Association*, 1, issue 1, 29-38.
- Davidson, Shamaï (1980): *The Clinical Effect of Massive Psychic Trauma in Families of Holocaust Survivors*, in: *Journal of Marital and Family Therapy*, 1, 11-21.
<https://doi.org/10.1111/j.1752-0606.1980.tb01700.x>
- Lifton, Robert J. (1986): *The Nazi Doctors: Medical Killing and Psychology of Genocide*, New York.
- Kestenberg, Judith S. (1972): *Psychoanalytic Contributions to the Problem of Children of Survivors from Nazi Persecution*, in: *Israeli Annals of Psychiatry and Related Sciences*, 10, issue 4, 312-325.
- Rosenthal, Gabriele (1988): *Biographische Strategien zur Entpolitisierung der NS-Vergangenheit*, in: Dan Bar-On, Friedhelm Beiner und Manfred Brusten (Hg.): *Der Holocaust: familiäre und gesellschaftliche Folgen – Aufarbeitung in Wissenschaft und Erziehung?*, Ergebnisse eines Internationalen Forschungs-Kolloquiums an der Bergischen Universität-Gesamthochschule Wuppertal, 112-118.
- Spence, Donald P. (1983): *The Paradox of Denial*, in: Shlomo Bresnitz (ed.): *The Denial of Stress*, New York, 103-123.